

39. Jahrgang, August 2023

2023 3

FAMA

feministisch politisch theologisch



ohne mich

Editorial



Seit Juli müssen Unternehmen in New York offenlegen, welche KI-Software sie bei Bewerbungsverfahren verwenden. Die Schweiz sieht diesbezüglich zwar keinen Handlungsbedarf, aber auch in Deutschland wird darüber diskutiert, den Einsatz von künstlicher Intelligenz im Arbeitsleben gesetzlich zu regulieren. Warum? Weil KI beim sogenannten «Selbstlernen» leider nicht kritisch reflektiert, sondern lediglich die ihr zur Verfügung gestellten Daten kombiniert und wiederkaut. Wenn also gemäss dieser Daten nur wenige bis keine Frauen in bestimmten Berufen vorkommen, «denkt» sich die KI, dass Bewerbungen von Frauen gleich zu Beginn auszusortieren sind. KI ist alles andere als intelligent, wenn es für sie «undenkbar» ist, dass sich Berufsbilder ändern können, zum Beispiel durch die Beteiligung bislang marginalisierter Gruppen wie Frauen oder People of Color. Aussortiert, abgesagt: «ohne dich», weil dein Geschlecht nicht zum datenbasierten Berufsbild passt. Das passiert leider und muss wie alle anderen Schwächen von KI von menschlicher Intelligenz reguliert werden. Wie gut und wichtig ist es da, dass sich gendersensible Menschen mit Technik befassen, dass es Frauen gibt, die gerade nicht «ohne mich» sagen, wenn es ums Programmieren geht. Ich persönlich gehöre nicht dazu. Weil ich noch nie besonders technikaffin war, sagte ich als junge Frau ganz selbstbestimmt «ohne mich» zu einem technischen Beruf. Und nun finden sich andere Frauen in einer fremdbestimmten Situation wieder, in der ein technisches Werkzeug über ihr «Ohne mich» entscheidet, noch ehe sie in einem Bewerbungsgespräch Stellung nehmen können. Das Beispiel aus der Arbeitswelt zeigt, wie ambivalent das Thema dieser FAMA ist. «Ohne mich» kann vieles meinen: Freiheit oder Ausschluss, Selbstermächtigung oder Diskriminierung. Eine wichtige Bedeutung hat dabei das Geschlecht, sowohl bei den bewussten und starken «Ohne mich»-Entscheidungen als auch bei der Erfahrung, bei bestimmten Gruppen oder Anlässen nicht erwünscht zu sein. Darüber sollte nachgedacht werden, und zwar sicher nicht ohne die FAMA.

Christine Stark

Inhalt

| | |
|--|-----------|
| <i>Isabelle Deschler</i> «Ohne mich» mit anderen denken Eine Netzwerk-Philosophie | 3 |
| <i>Amani Abuzahra</i> «Ich seh', ich seh', was du nicht siehst ...» Patriarchale Ignoranz im Feminismus | 6 |
| <i>Hannah Ziegler</i> Nicht mehr meine Kirche  Gerechtigkeit für Überlebende sexueller Gewalt! | 8 |
| <i>Asmaa Dehbi</i> Unmosqued Warum sich Frauen aus Moscheen zurückziehen | 10 |
| <i>Ella Mihatsch, Hanna Mihatsch, Philine Oldenhage</i> Generation Z Drei FAMA-Töchter positionieren sich | 13 |
| <i>Sabine Hayoz Kalff</i> Ich und Ichlosigkeit Ein Beitrag aus buddhistischer Perspektive | 14 |
| <i>Gabriela Wild</i> Der Keimling | 16 |
| Literatur und Forum | 17 |

 Dieser Artikel ist auf: famabloggt.wordpress.com

Unmosqued

Warum sich Frauen aus Moscheen zurückziehen

Asmaa Dehbi

Einige Musliminnen in der Schweiz entscheiden sich bewusst dafür, nicht mehr in die Moschee zu gehen, obwohl sie zuvor über Jahre oder Jahrzehnte hinweg viel Zeit in einem solchen öffentlichen Gebetsraum verbracht und sich teilweise dort engagiert haben. Nun ziehen sie sich aus diesen Räumen zurück. Doch was sind ihre Beweggründe, und wohin gehen sie mit ihren religiösen und gemeinschaftlichen Bedürfnissen?

Blick in die eigenen Reihen

Über das Phänomen des Rückzugs muslimischer Frauen aus dem religiösen Gemeinschaftsleben ist wenig bekannt. Vielmehr gerät die gesamtgesellschaftliche Diskriminierung von Musliminnen zunehmend in die öffentliche Kritik. Diese reicht von indirekter Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt bis hin zu verbaler Gewalt in der Öffentlichkeit, insbesondere gegen kopftuchtragende Musliminnen. Die zunehmende Thematisierung von antimuslimischem Rassismus in der Schweiz ist zwar wichtig und längst überfällig. Sie kann in bestimmten Fällen aber dazu führen, dass diskriminierende Strukturen innerhalb muslimischer Gemeinschaften ausgeblendet werden, etwa aus Angst, einseitige Stereotype der «unterdrückten Muslimin» oder des «muslimischen Patriarchen» zu reproduzieren. Gespräche mit Musliminnen in der Schweiz legen aber noch eine andere Vermutung nahe, warum innermuslimische Kritik oft ausbleibt und, wenn sie doch geäussert wird, häufig relativiert oder abgewehrt wird: Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen wird Geschlechterdiskriminierung bisweilen auch in muslimischen Räumen systematisch normalisiert.

Das Gefühl, nicht willkommen zu sein

Im angloamerikanischen Raum ist vor einigen Jahren der Begriff *unmosqued* aufgekommen, um den Zustand zu beschreiben, sich in Moscheen unwohl und nicht willkommen zu fühlen. «Letzte Woche wurde ich wieder *unmosqued*», sagte neulich eine muslimische Jugendliche aus Bern und brachte damit die wiederholte Erfahrung von Nichtzugehörigkeit in muslimischen Räumen zum Ausdruck. Während muslimische Frauen in der Mehrheitsgesellschaft als «zu religiös» abgewertet werden, erleben sie

in Moscheen, bei muslimischen Veranstaltungen, im familiären Umfeld oder im Freund:innenkreis häufig das Gegenteil. Ihr äusseres Erscheinungsbild und ihr Auftreten werden oft als «religiös unzureichend» beurteilt. Viele machen die Erfahrung, schon beim Betreten des Moscheengeländes kritisch beäugt und bewertet zu werden: Die Hose zu eng, die Stimme zu laut, der Blick nicht schamvoll gesenkt, eine Haarsträhne sichtbar. Diese Mikroaggressionen können sich latent äussern, etwa durch abschätzige Blicke oder bewusste Nichtbeachtung. Sie können aber auch explizite Formen annehmen, wie die direkte Aufforderung oder die ungebetene *nasiha* (arabisch: Ratschlag), sich einer vermeintlichen Idealvorstellung entsprechend zu benehmen. Es kann auch zu direkten Anfeindungen kommen, wenn Frauen aus bestimmten Gründen beschliessen, ihre Kopfbedeckung abzunehmen.

Der weibliche Körper als Projektionsfläche

Innermuslimische Diskriminierungen von Musliminnen werden häufig an ihren Körpern festgemacht, auf den religiöse, soziale, politische und sexualisierte Bedürfnisse und Erwartungen projiziert werden. In den Worten der Berliner Professorin Nimet Şeker muss der weibliche Körper «als Spiegel und Stellvertreter für alle möglichen Diskurse und Zuschreibungen herhalten». Über ihn würden kollektive Identitäten verhandelt, das heisst vor allem die Frage, was eine Gemeinschaft ausmacht, wer dazugehört, wer mitreden und mitbestimmen darf und Zugang zu bestimmten Ressourcen erhält. Hier sieht Şeker einen zentralen Grund dafür, dass der individuelle Frauenkörper, egal wie er aussieht oder bekleidet ist, ständig der Beurteilung und kritischen Prüfung ausgesetzt ist. So können gerade toxisch-dogmatische Formen von Religiosität konstruiert und Musliminnen subtil aus den Vereinsvorständen, den Hauptgebetsräumen, dem wöchentlichen Freitagsgebet und damit aus dem religiösen Gemeinschaftsleben ausgeschlossen werden.

Gewohnte Rechtfertigungen

Laut Bundesamt für Statistik geben 18% der muslimischen Männer in der Schweiz an, mindestens einmal pro Woche einen Gottesdienst zu besuchen, während nur 6% der muslimischen Frauen in diesem Sinne antworten. Gleichzeitig geben muslimische Frauen an, regelmässiger zu beten als muslimische Männer. Als Grund für diese Diskrepanz werden häufig praktische Hürden genannt, wie etwa fehlende finanzielle Mittel, um grössere Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Ein weiteres Argument lautet auch, dass Moscheevereine gerade zu Beginn der ersten Arbeitermigration aus der Türkei und Nordafrika nach Europa deziert als Männerorte entstanden sind. In den ersten Migrationsbewegungen kamen fast ausschliesslich männliche Arbeiter, und erst später folgte der Familiennachzug. Ein explizit religiöses Argument ist, dass nach den meisten theologischen Strömungen die Teilnahme an der Predigt und am Freitagsgebet für Frauen zwar empfohlen, aber nicht verpflichtend sei. Diese Begründungen treffen teilweise zu. Viele muslimische Frauen der zweiten und dritten Generation erleben sie jedoch als ungenügend und frustrierend, da sie ihre religiösen und gemeinschaftlichen Bedürfnisse nicht berücksichtigen und männliche Privilegien als (gott)gegeben legitimieren können.



Muslim Male Privilege

Spätestens dann, wenn neue Moscheeprojekte realisiert werden, an denen Frauen immer noch nicht ausreichend beteiligt sind, werden diese Erklärungen hinfällig. Moscheen sind auch heute noch weitgehend männlich dominierte Milieus, die in erster Linie als soziale Rückzugsorte für Männer dienen. Analog zum Konzept des *male privilege* bezeichnet *muslim male privilege* das System von Vorteilen oder Rechten, die vielen muslimischen Männern allein aufgrund ihres Geschlechts zustehen. So können sie beispielsweise eine Moschee aufsuchen, ohne mit der Begründung abgewiesen zu werden, es gebe keinen «Männerbereich». Sie können den Haupteingang benutzen und müssen die Moschee nicht durch eine Hintertür betreten. Da sie freien Zugang zum grösseren Gebetssaal haben und sich nicht in einem separaten Raum oder hinter einer Trennwand aufhalten müssen, können sie den Imam sehen und hören, wenn er eine Rede hält. Sie müssen nicht befürchten, dass ein Lautsprecher ausfällt und sie der Predigt nicht folgen können. Sie können Fragen stellen oder kritisch auf Äusserungen des Imams oder eines Gastredners reagieren, ohne Gefahr zu laufen, dass ihr Verhalten als unangemessen oder aufsässig angesehen wird. Einige muslimische Männer können ihre Position als Gelehrte, Imame oder Vorstandsmitglieder ausnutzen, um sexistische Überzeugungen und Praktiken zu vertreten und religiöse Quellen aus einer männerzentrierten Perspektive auszulegen.

Symbolische Anstrengungen

Trotz der geringen Sichtbarkeit von Musliminnen innerhalb der Gemeinschaften wird gelegentlich von ihnen erwartet, dass sie die Gemeinschaft in der Öffentlichkeit beispielhaft vertreten und sich wirksam gegen antimuslimische Ressentiments positionieren. Paradoxerweise werden sie ermutigt,

hinter das Rednerpult zu treten und auf Podien zu sprechen, um der nichtmuslimischen Öffentlichkeit die eigene Offenheit zu demonstrieren. Dabei treten sie formal gleichberechtigt auf, während ihnen die faktische Gleichberechtigung in der Regel verwehrt bleibt. Ein derartiger Diskriminierungsmechanismus wird auch *tokenism* genannt, d.h. eine eigentlich benachteiligte Gruppe wird in der Öffentlichkeit als gleichgestellt inszeniert. Dabei fungieren die auftretenden Personen jedoch eher als Spielfiguren (token), als dass sie tatsächlich gleichgestellt wären. Immer mehr Musliminnen haben diese Dynamik inzwischen erkannt und sind nicht mehr bereit, als symbolische Aushängeschilder instrumentalisiert oder auf die Organisation des gastronomischen Teils von Moscheeanlässen reduziert zu werden. Sie möchten sich auch nicht mehr in den Frauengruppen engagieren, die als Teilgruppen muslimischer Vereine existieren und äusserst systemrelevante Sorgearbeit leisten. Nicht unbedingt, weil sie nicht am Wohlergehen und an der Unterstützung ihrer muslimischen Mitmenschen interessiert wären, sondern weil diese Form der institutionellen Einbindung in der Regel bedeutet, von den wesentlichen Angelegenheiten, strategisch wichtigen Positionen und zentralen Entscheidungen der Moschee ausgeschlossen zu werden.

Individualisierung und Solidarität

«Ich finde es ungerecht, dass mir die Erfahrung von Spiritualität und Gemeinschaft in der Moschee genommen wird», sagte eine junge Erwachsene aus Zürich mit Blick auf ein Gruppenfoto von Männern, das nach der Generalversammlung einer Moschee auf Instagram hochgeladen wurde. Dieses wachsende Unbehagen gegenüber männlichem Dominanzverhalten scheint viele Musliminnen zu begleiten, die immer weniger bereit sind, Gleichgültigkeit, Herablassung und Demütigung unhinterfragt hinzunehmen.

In stiller Rebellion ziehen sie sich teils frustriert, teils resigniert zurück und suchen nach Alternativen, um ihren religiösen Bedürfnissen individueller und losgelöst von den lokalen Religionsgemeinschaften zu begegnen. Viele Musliminnen entscheiden sich gegen ein Engagement in bestehenden Organisationsstrukturen und setzen sich in anderen Kontexten ein oder gründen neue Initiativen, um ihre Expertise einzubringen und Freundlichkeit, Wertschätzung und Zugehörigkeit zu erfahren. Gleichzeitig fühlen sich viele mit anderen marginalisierten Gruppen solidarisch, da sie erkannt haben, dass sie von ähnlichen Ausgrenzungsmechanismen betroffen sind. Auch jugendlichen Muslim:innen bleibt die Teilhabe am muslimischen Gemeinschaftsleben oft verwehrt, ebenso wie Muslim:innen anderer Herkunft, Muslim:innen mit Behinderung, queeren Muslim:innen, arbeitsbetroffenen Muslim:innen, konvertierten Muslim:innen sowie Muslim:innen, die mehreren dieser Differenzkonstruktionen zugeordnet werden.

Zuschreibungen aus verschiedenen Richtungen

Muslimische Frauen erkennen schliesslich, dass sie sich im Spannungsfeld verschiedener Kollektive gleichzeitig bewegen und entsprechend als Projektionsfläche für Zuschrei-

bungen aus unterschiedlichen Richtungen dienen. Die obsessive Beschäftigung mit ihren Körpern erfahren sie auch ausserhalb ihrer Communitys in nicht-muslimischen, kolonialhistorisch geprägten Kontexten, wie die kontroversen Diskussionen rund um das Verhüllungsverbot in der Schweiz gezeigt haben. Wenngleich sie diese Beschäftigung auch ausserhalb ihrer Gemeinschaften erfahren, ist die Kritik innerhalb unumgänglich. Sie unterscheidet sich von antimuslimischem Rassismus vor allem dadurch, dass sie nicht verallgemeinert («Alle Muslim:innen sind so»), nicht essentialisiert («Muslim:innen sind qua Religion sexistisch»), patriarchale Strukturen nicht als monokausales muslimisches Phänomen darstellt («Sexismus ist vor allem ein muslimisches Problem») und Menschen nicht aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit abwertet («Muslim:innen sind rückständig»). Die diskriminierten Stimmen muslimischer Frauen in der Schweiz vom Rand ins Zentrum der innermuslimischen Aufmerksamkeit zu rücken, ohne dabei antimuslimische Narrative zu bedienen, wird eine anhaltende Herausforderung bleiben.

Asmaa Dehbi ist Doktorandin am Schweizerischen Zentrum für Islam und Gesellschaft der Universität Freiburg mit den Arbeitsschwerpunkten Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft, sozialpädagogische Professionalität und antimuslimische Rassismusforschung.



Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Jeannette Behringer, Zürich
Moni Egger, Thalwil
Amira Hafner-Al Jabaji, Grenchen
Esther Imhof, Uster
Veronika Jehle, Zürich
Tania Oldenhage, Zürich
Simone Rudiger, Basel
Sabine Scheuter, Zürich
Christine Stark, Zürich

Die Artikel geben nicht unbedingt die
Meinung der Redaktion wieder.

FAMA bloggt

<http://famabloggt.wordpress.com>

Thema der nächsten Nummer:
Jammertal

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Korrektorat:

Susanne Hitz, Friesenheim DE

Layout:

Stefanie Süess, Zürich

Druck:

cube media, Zürich

Abonnement:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 45.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 24.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 35.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich.

Kontoangaben

CH81 0839 0035 3055 1000 1



Jetzt

*Nichts muss ich hinzufügen.
Im Schatten der Stämme des Mammutbaumes:
mit Füßen auf morgenfeuchtem Erdenboden,
luftgesättigt, himmelweit.
Es ist Alles da.*

Geneva Moser

Bildnachweis

Die Bilder dieser Nummer zeigen unterschiedliche Menschen-
mengen. Will ich dabei sein, oder ist es «ohne mich» besser?
Sie stammen von der Plattform commons.wikimedia.org.

Titelseite: Flughafen Frankfurt Terminal 1

S. 5: Bahnhofshalle Zürich

S. 6: Frauenstreik in London, 2019

S. 8: Zweites Vatikanisches Konzil, fotografiert von Lothar Wolleh

S.11: Leere Strassen in der Stadt Hof, 2020, Lockdown

S. 12: Critical Mass in Budapest, 2013

S. 14: Bartholomä Wallfahrt am Steinernen Meer

Rückseite: Schiffe bei der Streetparade in Zürich, 2003